

Der Hafen.

Roman von Ernst Poale.

1) Erstes Buch. Erstes Kapitel. [Nachdruck verboten.]

"Du Klotz!" dachte ich verachtungsvoll. Damals zählte ich sieben Jahre, und der Herr, den ich meinte, war Herr Ward Beecher. Was mich gegen diesen Mann zur Verachtung aufstachelte, wird verständlich, wenn ich von dem Groß berichte, den ich gegen ihn hegte.

Ich sah in meiner Mutter Kirchenstuhl, in der alten Kirche von Brooklin. Ich war viel zu klein für den Kirchenstuhl, er war viel zu breit für meine Knieleihen, und meine kurzen, runden Beine baumelten verzwirbelt in der Luft. Ich durfte mich nicht rühren, fühlte mich äußerst unbehaglich, und diese Sonntags-Quäl legte ich dem Prediger zur Last. Denn meine Mutter hatte mir erklärt, ich würde in diese kleine Kirche geführt, damit ich als erwachsener Mensch erzählen könne, ich hätte den berühmten Mann predigen gehört. Dies war der Grund meines Grolls. Da ich an jenem Morgen da sah, es deutete mich Stunden und Stunden, fann ich über mein bitteres Los nach. Bismillen, wie dies bei diesem Nachdenken meine Gewohnheit war, fuhr meine Hand unwillkürlich an meinen Kopf und streichelte das Haar. Es war kurz und glatt, seine einzige Pracht waren die Pannlöcher, die meiner Hand tödlich weidlich deuteten und vom vielen nachdenklichen Streicheln glänzten. Meine Mutter bemerkte meine Gebärde und zog mir lächelnd die Hand herab, die wenige Minuten später jedoch wieder hinauf fuhr und weiterstreichelte. Denn ich fühlte mich mißhandelt und war verwirrt. Was lag in den Worten des dreißigjährigen, weißhaarigen, alten Mannes dort oben auf der Kanzel, daß meiner Mutter Augen so seltsam wurden, und sie so steif und still dahar? Was wird es mir nützen, als erwachsener Mensch erzählen zu können, daß ich ihn gehört habe?

"Ich werde es nie erzählen" — sagte ich trotzig zu mir. "Und wenn ich es auch täte, so wird es doch keinen Menschen interessieren. Meinen Vater zum Beispiel bestimmt nicht; er ging ja nicht einmal in die Kirche."

Bei dem Gedanken an meinen seltsamen schweißigen Vater sprang mein Geist mit einem Satz zu seinem Lagerhaus, seinem Dock, zu den Schiffen, zu dem Hafen über. Gleich ihm waren all diese Dinge äußerst seltsam. Und schließlich wurden meine Hände kalt und feucht, da ich des schrecklich waghalsigen Planes gedachte, den ich für diesen Nachmittag eronnen. Lange dachte ich mit geschlossenen Augen darüber nach. Dann rief mich des Pastors Stimme zurück, ich fand mich in der Kirche sitzend und verfiel auf weniger schreckterregende Gedanken.

"Was selbst würde es gar nicht interessieren" — beschloß ich —, "wenn ich als Mann einem andern Mann auf der Straße begegne und er mir sagte: 'Ich habe als Knabe Henry Ward Beecher vor seinem Tode predigen gehört', ich würde höchstens antworten: 'Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten, und ich kümmere mich um die meinen.' Diesen Satz hatte ich vom Krämer an der Straßenecke gehört, und er gefiel mir. Ich wiederholte ihn noch einmal, mit erhöhtem Genuß.

Wieder öffnete ich die Augen und fand mich noch immer in der Kirche. Noch immer. Ich seufzte traurig.

"Wenn du schon tot wärst" — dachte ich, zum Prediger aufblickend —, "so bräute meine Mutter mich nicht hierher." Dieser Gedanke schien mir äußerst tröstlich. Ich hatte einmal zugehört, da unsre Köchin erzählte, wie ihr alter Vater tot hingefallen sei. Hoffnungslos betrachtete ich den großen Pastor.

Was sagte er eben? Etwas vom "Hafen des Lebens". Der Hafen! Plötzlich hörte ich angepannt zu, denn dies war etwas, wovon ich schon etwas wußte.

"Sicher im Hafen" — hörte ich ihn sagen. "Endlich zur Ruhe in den Hafen heimgeführt." Und während er weiter sprach, zu etwas überging, das ich nicht verstand, lehnte ich mich empört im Kirchenstuhl zurück.

"Du Klotz!" — dachte ich verachtungsvoll. Wenn man ihn reden hört, könnte man glauben, der Hafen sei ein Ort, wo man sich sicher fühlt, ein Ort, wo man sich behaglich einnistet, ein freundlicher, kleiner Ort, zu dem man zur Nachtzeit heimkehrt. "Gewiß hat er ihn kaum gesehen" — brummte ich.

Ich aber hatte ihn gesehen. Von unserm schmalen braunen Haus auf der Höhe hatte ich, soweit ich zurückdenken kann (und dies erschien mir eine lange Zeit, wenn man sieben Jahre zählt), aus unserm Hinterfenster auf einen Hafen geblickt, der für mich seltsam und schauerlich war.

Ich war froh, daß unser Haus so hoch lag. Seine Vorderseite ging auf eine würdevolle alte Straße, in der alles still und sicher schien. Hier waren meine Mutter, meine kleine Schwester Sue, unsre Kinderstube, die alle Welle, das Kinderzimmer, mein Spielzeug, meine Tiere, meine Märchenbücher, der kleine rote Tisch, an dem ich mein Abendbrot verzehrte, der warme Fell-Betteppich, auf dem ich zum Abendgebet hinkniete.

Von der hinteren Halle unseres Hauses aus führten drei Stufen in einen langen schmalen Garten — mir wenigstens kam er äußerst lang vor — und wenn man bis zum Ende des Gartens schritt und durch den eisenbewachsenen Zaun guckte, wie ich es schon tat, als ich noch so klein war, daß ich kaum allein gehen konnte, so erlebte man den ersten gewaltigen Eindruck seines Lebens. Denn man entdeckte, daß man durch eine Öffnung im Eisenzaun gerade auf eine tiefer unten liegende Straße blicken konnte. Die zwei Eisenpfosten zu beiden Enden des Zaunes waren warm, wenn man sie berührte, hatten oben Löcher, aus denen Rauch drang. — waren Schloten! Und allmählich ward mir klar, daß unser Garten nichts anderes sei, als das Dach eines grauen alten Gebäudes; — die Kinderstube erzählte in unbestimmten Worten, es sei einst ein Lagerhaus gewesen, vor langen Zeiten, da die Hüten des Hafens noch bis zu der unteren Straße gedrungen waren. Dort hatten sich die alten Werste befunden, sagte sie.

"Was ist ein Werst?" — "Eine Art Dock" — erklärte sie mir. Und welcher herrschte sie, daß eine Dockfamilie in dem Gebäude unter unserm Garten lebte; sie sei als einzige übrig geblieben außer der alten Dschonke. Was ist eine alte Dschonke? Ein Mann oder eine Frau? Und was ist aller Welt ein Docker?

Meine abenteuerlichen Wanderungen fortsetzend, entdeckte ich im Garten an einer Seitenmauer unter Blumen verborgen einen schweren braungefärbten Deckel, der wie Zinn aussah, und sich auch metallisch anfühlte, aber viel schwerer als Zinn war. Wie immer ich auch daran rührte, ich vermochte ihn nicht wegzurücken. Dann entdeckte ich, daß er einen eisernen Haken hatte und fest im Garten verankert war. Ja, es stimmte, unser ganzer Garten war ein Dach! Ich legte mein Ohr an den Deckel, lauschte mit gerunzelter Stirne, mit geschlossenen Augen. Damals vernahm ich nichts, doch kam ich oft zurück und lauschte, bis ich eines Tages aufschreckte und wie wahnwütig davonlief. Ganz in der Tiefe, unter den Blumenbeeten, hatte ich ein Baby weinen gehört! Was war dieses Baby, eine Dschonke oder ein Docker? Und wer waren diese Leute, die unter den Blumen lebten? Für mich hatten sie eine verdächtige Fehlsichtigkeit mit den Ohren aus meinem Märchenbuch. Einmal, da ich krank zu Bett lag, führte Sue schreiend herein und behauptete, ein Kiesel habe den Deckel von unten gehoben. Ein buschiger Kopf, ein schmutziges Gesicht, rollende Augen seien erschienen, und das Angeheuer habe gelacht und die Blumen betrachtet. Es sei ein Betrunkener, habe die alte Welle gelacht; Sue aber war überzeugt, es sei ein Kiesel gewesen.

"Du irrst!" — sprach ich gewichtig. "Es war entweder ein Docker oder eine Dschonke!" Nach diesem Vorfall wurde der Deckel festgenagelt, und unser Besuch erlosch nie wieder. Oft jedoch sah ich im Geste den struppigen wilden Kopf, zwischen den Blumen auftretend. Unbestimmt fühlte ich, daß er dem Hafen entstamme. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Neues Theater. Margarete Bergau hat uns die Wigron, die wir verloren glaubten, wieder geschenkt. Eigentlich sogar eine neue Wigron; denn das stinke, flüchtige und stehende Geschöpfchen, das sie hinstellt, hat mit der Wigron, die wir bisher kannten, wenig gemein. Es ist erstaunlich, was für persönliche, strenge innerliche Geschlossenheit verrätende Züge die sich voll in ihrer Rolle auslebende Künstlerin einer im Still ziemlich unbestimmt gezeichneten Gestalt zu geben vermag. Bei einem so tiefen, in seiner Gesamtheit so restlos überzeugenden Gesamteindruck schweigt die Kritik über alles einzelne. Sie fände aber auch da kaum einen Angriffspunkt, da Gesang und Spiel der Künstlerin mit großer Stillsicherheit bis in alle Einzelheiten durchgearbeitet und ausgereift sind.

Der dritte der Sonntagabend für Leipziger Arbeiterkassen, den das Arbeiter-Bildungs-Institut in der Handelsbörse veranstaltet, galt der revolutionären Dichtung von 1830 bis 1848. Genosse Dr. Erwin Zahn gab in knappen Strichen ein Bild jener Zeit und ließ auf diesem Hintergrunde die politische Dichtung erstehen, als deren Hauptrepräsentanten er Hoffmann v. Fallersleben, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath und Heinrich Heine in den Vordergrund stellte. In interessanter Weise gliederte er ihre Dichtung an vier Hauptthemen, die ihnen ihre Zeit stellten. Er zeigte sie als die scharfen Geister des Büßertums, des Absolutismus, der Welto- und Pfaffenherrschast und als berebten Mahner an die Not der unteren Schichten, wobei er die verschiedene Art, in der jeder der vier diese Themen anspricht und bewältigt, in treffender Weise zu charakterisieren suchte. Genosse Zahn ließ die Dichter in vielen Proben selbst sprechen. Aber auch hier muß ich wiederholen, was ich schon bei der Besprechung des zweiten Abends gesagt habe: es wäre besser, die begleitenden Ausführungen zu kürzen und den Dichtern selber den Hauptanteil zu geben. Es scheint, daß der rechte Stil für die Vorträge an diesen Abenden noch nicht gefunden ist. Und so viel Anerkennung auch die sorgfältige Arbeit verdient, die für die Einführung in das Thema und für die Charakterisierung der einzelnen Gedichte geleistet worden ist, so muß ich doch sagen, daß diese Sonntagabend keine wissenschaftlichen Vorträge, sondern doch viel gute und belehrende Unterhaltung geben sollten. Die Art, wie Gustav Hermann den ersten Abend seinen Vortrag anlegte, d. h. wie er nach einer ganz knappen Einleitung völlig hinter den Dichter zurücktrat, scheint mir für diese Abende die beste zu sein. H. B.

Schauspielhaus (Der verlorne Münch Franziskus — Advokat Patelin). Die Volksakademie gab am Sonntagvormittag Anschauungsunterricht in Theatergeschichte. Zwei Stücke, die in die Anfänge des weltlichen Bühnenspiels zurückzuführen, wurden von Dilettanten dargestellt, die von Professor Adolf Winds gute Schulung im Spiel erfahren haben. Das deutsche Stück von einem Nachfolger Hans Sachsens, Jakob Ayzer, ist von einer herben Komik, die noch von jeglichem Raffinement weit entfernt ist. Das französische Werk ist schon viel bewulgter gewürzt. Es ist eine gar künstlich adreßselbe Farce, in der ein Gauner immer vom andern geprellt wird. Allerdings fehlt uns der richtige Maßstab zum Vergleich mit dem deutschen Stück, da nicht die ursprüngliche Fassung des französischen Werkes vorgeführt wurde, die ungefähr gleichzeitig mit dem deutschen ist, sondern eine um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhunderts entstandene Bearbeitung, die das ursprüngliche Bild dem Zeitgeschmack entsprechend wohl schon wesentlich retouchiert haben wird. So daß man also vorsichtig sein muß, wenn man aus dieser Gegenüberstellung auf die Verschiedenheit deutscher und französischer Art schließen will. Unter den Darstellern waren mehrere recht talentierte zu bemerken. H. B.

Anton Franz, der beliebte Komiker, der bis in den September hinein das Schauspielhaus mit anspruchsvollem vergnügtem Publikum füllte, ist am 26. Oktober in Wien gestorben. Niemand, der diesen trotz seiner Jahre noch so beweglichen und unermüdlichen Darsteller auf den Brethern gesehen hat, hätte ein so frühes Abscheiden erwartet. Anton Franz war einer der erfolgreichsten Vertreter der verben Komik unserer Zeit. Er hatte seine besondere Art bis zur Virtuosität ausgebildet; sie war grobstrichig und nuancenüberladen und blieb stets an der Oberfläche. Er hat das Zwerchfell, aber kaum die Herzen erschütteret. Deswegen verdient er in seiner Eigenart vollendet. Er hat die komische Art und Manier dreier deutscher Stämme, des Oberjägers (er stammte aus Chemnitz), des Niederdeutschen und des Berliner zu einem eigenartigen Gesamtbilde zu verbinden gemußt und er belebte es durch ein bis zur Groteske gehendes drastisches Glieder- und Mienenenspiel. In Leipzig, wo er in den achtziger Jahren in der Operette als Bariton gewirkt hatte, war er seit langem der stets wieder gern gesehene Sommergast im Schauspielhaus. Er hat unzählige Lachen gemacht, und wenn er auch ihren Geschmack nicht verbessert hat, so trifft ihn daran weniger die Schuld als Deutschlands Schwant- und Possendichter, in deren Werken er die Rollen suchen mußte, in denen sich seine Art ausleben konnte. H. B.

Konzerte. Fritj und Elisabeth Reih-Crosset, die im Rathausaal spielen, sind ein ungleiches Paar. Der Celist hat einen schwingungsfähigen lyrischen Ton und ein zartes, befehltes Spiel, dem vielleicht für manche Stoffe, z. B. für Max Reger, eine größere Strenge zu wünschen wäre. Im Gegenlag hierzu ist das Spiel der Pianistin ziemlich trocken, von einer forterkeltten Sprödigkeit, die jede empfindsame Regung im Keime erstickt. Zweifellost trägt die Kunst des Celisten das Zeichen des romantischen Wanderlandes, aus dem alle Wüst des vorigen Jahrhunderts stammt, deutlich auf der Stirn, während man bei seiner Partnerin vorwegens danach sucht. Diese künstlerische Wesensverschiedenheit bestimmte das Gesicht des Abends und ließ nur sehr teilweise ein ungehörtes Mitgehen des Hörers mit den Künstlern zu. — Artur Hartmann gab am selben Orte einen Violinabend. Was seinem Violinspiel den bestirrenden und gefährlichen Reiz gibt, ist die weite Modulationsfähigkeit seines Striches, die vom strahlenden Glanz bis zum hingehauchten Schmelz alle Farbennuancen zu malen weiß. Die Gefahr liegt darin, daß der Ohrenfreude mitunter etwas von der strengen Innerlichkeit der Musik geopfert wird, daß also der Geiger über den Musiker triumphiert. Schon die loße gefügte Spielfolge zeigte, daß der Künstler gegen diese Gefahr nicht völlig gefeit ist. Eine reine Freude hätte man, wenn es ihm gelänge, die reichen technischen Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, und die Feinsichtigkeit, die sein Spiel auszeichnet, restlos in den Dienst eines bewußt formvollsten Musikierens zu stellen. In Max Ludwig hatte der Geiger einen etwas eigenwilligen Begleiter gefunden. — Weniger wäre mehr gewesen: mit diesem Gefühl verließ man den von einigen Leipziger Künstlern, Tilla Schmidt-Ziegler (Gesang), Günther Ramon (Klavier) und dem Davison-Streichquartett, verstärkt durch Eva Kengel (2. Cello), veranstalteten Haydn-Schubert-Abend. Vor allem hätte der Gesangsteil mehr beschnitten werden müssen, dessen Wirkung

durch die Indisposition der Sängerin noch besonders beeinträchtigt wurde. Man darf dem Hörer keinen musikalischen Belianmagen zutrauen, selbst wenn man ihm Rüstlichkeiten, wie das C-Dur-Streichquintett von Schubert, in so vollendetem Wiedergabe vorlegt. Gerade angesichts von solchen, im einzelnen bedingungslos anzuerkennenden Leistungen ist es hart, an der Anlage des ganzen Abends scharfe Kritik üben zu müssen. Pz.

Im Flugzeug nach dem Monde führte am Sonntagvormittag ein Filmvortrag im Städtischen Kaufhausaal. Dr. Krause, der Vorsitzende des Vereins für Lichtspielwesen, sprach dazu begleitend-Worte. Im Traume fliegt eine junge Amerikanerin der Sternwart mit einem jungen Astronomen im Aeroplan durch den Weltraum hinauf in die lufteeren Regionen des nördlichen Kreuzes der Lieben. Nach einer Fahrt von 350 000 Kilometer schweben sie direkt über dem Trabant der Erde, unter ihnen liegen fast und stark die Gebirge und Täler, die erkalten Reste ehemaliger Krater. Der ganze Mondball, dessen Oberfläche wir ja, wie Dr. Krause ausführte, viel genauer kennen als die unsrer Erde, wird von ihnen umflogen, bis endlich der schöne Traum gerinnt und beide aus allen Höhen herunterfallen. Der zweite Teil war ein Sonnenfilm. Der glühende Ball wurde durch ein 800 Zentner schweres und 10 Meter langes Fernrohr dem Auge des Beobachters nahegebracht. Die Sonnenflecke, die durch Zusammenballung der Sonnengase entstehen, Ausbrüche glühenden Wasserstoffgases (Protuberanzen), erschienen in ausgezeichneter gelungener Aufnahme. Schematische Darstellungen partieller und totaler Sonnenfinsternisse mit einer großartigen Photographie des Strahlenglanzes, der Corona, gefielen besonders gut.

Die beiden Filme sind aufgenommen durch die Sternwarte der Technischen Hochschule Berlin, teils durchs Fernrohr, teils nach Modellen. Sie bilden beide hervorragende Anschauungsmittel, besonders für den Schulunterricht. Kw. Sch.

Herrzog Ferrantes Ende. Ein Film wird jetzt im Gemälde-Lichtspielhaus gezeigt, ganz eigener organischer Zusammenwirkung von Stoff, Spiel und Technik. Paul Wegeners starke Persönlichkeit, der Verfasser des Filmanuskriptes, zugleich Regisseur und Hauptdarsteller ist, schwebt deutlich erkennbar über dem Ganzen. Der Film, der sich auf gründliche historische Studien aufbaut, behandelt das Leben eines jadislichen Tyrannen aus der Zeit des italienischen Mittelalters. Man könnte verurteilt sein, die detaillierten Gesammelteiten in der Darstellung zu verurteilen, wenn sie nicht durch die geschichtlichen tatsächlichen Überlieferungen begründet wären.

Wegener zeigt in diesem Werte in vorbildlicher Weise die Wirkungsmöglichkeiten des Films; er grenzt sein Gebiet scharf ab und begehrt nie den Fehler der Theater-Imitation. Ein Kreis ausgezeichneter Darsteller und eine ganz geschickte und originelle Art und Weise der Kulissenbenutzung machen diesen Film zu einem Erzeugnis, wie es in dieser Form wohl noch nicht auf die weiße Wand geworfen wurde. Kw. Sch.

Städtisches Theater. Zum Sonntag, dem 5. November, wird die Oper Der Bergsee, von Bittner, vorbereitet. Der Komponist ist bereits eingetroffen, um den letzten Proben persönlich beizuwohnen. Auch seine Oper Höllich Gold wird in seiner Anwesenheit am 1. November gegeben. Der Bergsee, der von Professor Lohse musikalisch und von Opernregisseur Hofmüller herlich vorbereitet wird, ist in den Hauptpartien wie folgt besetzt: Der Feldhauptmann: Felix Freiliger-Janzgat, Gundula: Emma Strang, Jörg Steinlechner: Willy Brohs-Cordes, der Grünhoffer: Alfred Bolt, der Oberhofer: Rudolf Bodemann, der Fischer: Otto Salmann, der Kanzler: Walter Eschner.

Die Intendanz weist darauf hin, daß sich in dieser Woche folgende Serienumstellungen notwendig machen, und zwar: Mittwoch, den 1. November, Höllich Gold — Josephslegende, 187. Anrechtsvorstellung (1. Folge, grün), Donnerstag, den 2. November, Teufels, 188. Anrechtsvorstellung (6. Folge, gelb).

Vom Dienstag, dem 31. Oktober, ab wird in den Städtischen Theatern — Neues Theater und Operntheater — von uns Ländern (ausgenommen Deutsch-Oesterreich und Ungarn) ein besonderer Zuschlag in Höhe von 1000 Mk. erhoben. Werden dabei Theaterbesucher, die sich nicht als Inländer ausweisen können, ohne Zuschlagkarte betroffen, so haben sie sofort einen Zuschlag von 1500 Mk. zu zahlen. Damit unliebsame Erörterungen vermieden werden, ist es für alle Inländer ratsam, sich mit Bildausweisen zu versehen, um sich als solche in den Theatern jederzeit ausweisen zu können.

Stadtgeschichtliches Museum. Ein Bildarchiv zur Geschichte des Stadttheaters ist durch die planmäßige Vereingung verschiedener Bestände dem Stadtgeschichtlichen Museum angegliedert worden. Schon der Theaterraum des Museums gibt von dem älteren Bestand der Bilder, Handschriften, Theaterzeitung keine irgendwo vollständige Vorstellung. Durch die freundliche Förderung der verschiedensten Stellen gelang es aber seither, diesen Grundstock so zu erweitern, daß er als eine Leipziger Theater-Sammlung bezeichnet werden kann. Vor allem stellte die Intendanz ihren Bestand an älteren Kostümbildern und Szenenentwürfen, der bis in die Zeit von 1870 zurückreicht, dem Museum als Leihgabe zur Verfügung; von den Erben wurde als willkommene Ergänzung der Nachlass des Theatermalers Freter gekauft, und schließlich ist die bekannte Sammlung des Herrn Paul Cadorius, die alle nachweisbaren Bildnisse von Leipziger Bühnenkünstlern umfaßt und geradezu als eine Lebensarbeit ihres Schöpfers bezeichnet werden kann, kürzlich in höchst dankenswerter Weise in den Besitz des Museums übergegangen. So daß ein beträchtliches Studienmaterial vorliegt für Geschichte der neueren Theaterentwicklung, wie namentlich für die Personengeschichte. Wechselausstellungen zu seiner Erschließung sind gleichfalls geplant.

Engelauene Schriften.

Gustav Wagners. Wickersdorf. Adolf-Saal-Verlag, Lauenburg/Elbe. Preis 120 Mk.

Max Tepp. Bernunft des Leibes. Adolf-Saal-Verlag, Lauenburg, Preis 102 Mk.

Alexander Conrady. Die Rheinlande in der Franzosenzeit (1750 bis 1815). Verlag J. S. W. Dieck, Stuttgart. Preis brosch. 200 Mk., geb. 30 Mk.

"Proletarische Jugend", Heft 9. Dr. O. Hauser. Die Urentwicklung der Menschheit. Verlag Buchhandlung "Freiheit", G. m. b. H., Berlin SW. 61, Urbanstr. 7.

Kommentar zum Kellogg's mietengesetz. Von Rechtsanwält Walther und Direktor Meffe. Verlagsbuchhandlung Otto Liebmann, Berlin W. 57, Potsdamer Straße 91. Kartontiert 135 Mk.

Dipl.-Ing. Gustav Motzki. Relativierung des Kaufkraftbegriffes. Verlag Otto Hillmann, Leipzig 1922. Preis 15 Mk.

S. Kaumann. Grundzüge der deutschen Volkstunde. (Wissenschaft und Bildung, Band 181.) Preis gebunden 100 Mk., Verlag Quelle und Meyer, Leipzig.

Theodor Ziehen: Grundlagen der Naturphilosophie. (Wissenschaft und Bildung, Band 182.) Preis 100 Mk., Verlag Quelle und Meyer, Leipzig.

Fortschritt im Laufe der Erdgeschichte. Ein Vortrag von Prof. Dr. J. Walther, 36 Seiten. Geh. 80 Mk., Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1922.